II. Jahr Heft 23

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Nietzsche und die Landschaft / Guido Höld: Traurigkeit im Abend / Georg Trakl: Vorstadt im Föhn / Otto Alscher: Die drei Toten / Hugo Neugebauer: Die Witwe / Josef G. Oberkofler: Gedichte / Hugo Neugebauer: Die Sphinx (Gastspiel Wedekind) Oskar Vonwiller: Bemerkungen / Carl Dallago: Im Park / Hartmann: Brixner Chronik XVII / Karikaturenfolge 47: Max von Esterle: Frank Wedekind.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental- anzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr Innsbruck / 1. Mai 1912 Heft 23

Nietzsche und die Landschaft / von Carl Dallago

I

Soviel auch über Nietzsche schon geredet und geschrieben worden ist, oft sieht es gerade aus, als wären die Vorhergegangenen mit zu gierigen Augen gewandelt, die sich in des Meisters Fußspuren festbohrten, so daß sie achtlos an schönen und hohen Aussichtswarten vorübergingen, die der Meister da und dort, auf seinen verwegenen Pfaden sich ausruhend, errichtet hat.

Eine solche Aussichtswarte scheint mir Nietzsches Verhältnis zur Landschaft.

Um dies ins richtige Licht zu stellen, ist es nötig, Nietzsche aus dem verworrenen Dickicht von Eigenschaften, das Freund und Feind um ihn errichtet haben, herauszuschälen, und ihn seinem ursprünglichen Wesen nach zu erfassen, das ist als Mensch und Künstler, wobei er unwillkürlich mächtig ausgewachsen in seinen Werken, als Ueberwinder und Stilist groß und herrlich vor uns steht. Und nun denke ich: dieses völlige Ausreifen des Ueberwindens und des großen Stils bei Nietzsche ist eine Frucht der Landschaft — des Südens im weitesten Sinne.

So exponiert im ersten Auftauchen diese Behauptung auch scheinen mag, bei näherem Hinschauen wird es sich erweisen, daß der Stand gar nicht so übel ist, daß ein fester und breiter Hintergrund Raum genug schafft, um sich leicht und

sicher darauf bewegen zu können. Freilich ist erforderlich, daß man selbst dabei befähigt der Landschaft gegenübersteht, daß man sozusagen imstande ist, die Seele der Landschaft zu begreifen und in sich aufzunehmen, welche Fähigkeit sich vielleicht dahin steigern ließe, die ganze Tonleiter menschlichen Empfindens, vom größten Schmerz bis zum höchsten Entzücken sich in uns abspielen zu sehen, innerhalb des Wirkungsbereiches dieser Landschaftsseele, bis endlich ein Aufgehen des Empfindens ins All die Wirklichkeit ablösen würde, wodurch das erhabenste Gleichgewicht, jene schwer zu erreichende „Meeresstille der Seele", von der die Antike und Nietzsche reden, erreicht wäre. —

Wohl ist des öfteren schon über den späteren Nietzsche der Stab gebrochen worden, auch von Seiten, die das Schaffen seiner ersten Zeit anerkannt hatten. Ich glaube, dies ist nicht ernst zu nehmen, wenigstens kommt dies für Nietzsche in unserem Falle, das ist „als Ueberwinder und Stilist, fußend auf seinem Verhältnis zur Landschaft", nicht in Betracht. In diesen Eigenschaften ist er beständig gewachsen und klarer geworden. Man nehme da nur seine Werke vor, in chronologischer Reihenfolge, Band für Band. Man vergleiche beispielsweise seine „Geburt der Tragödie" mit der „Götzendämmerung", also seine erste Schrift mit einer seiner letzten Schriften, und man kann das Auswachsen seines Stiles zu so vollendeter Klarheit und Präzision nicht genug bewundern, um so mehr als sein erstes Buch doch auch stilistisch seinen Rang immer behaupten wird. Vielleicht in noch höherem Maße aber hat sich dabei Nietzsche, der Mensch als Ueberwinder entfaltet, bis er in seinem „Willen zur Macht" die vornehmste Höhe gewinnt, deren Einhaltung das Menschentum wohl fähig ist, und wobei für ihn nichts übrig zu bleiben scheint als „ein Goethischer Blick voll Liebe und gutem Willen."

Auf das Gesagte hin ist es wohl begreiflich, wenn ich

an mich die Frage richtete, woher Nietzsche dies alles genommen hat? Diese Kraft, diesen Mut, der vor nichts zurückscheute? — Diese Kampffreudigkeit, diese Verwegenheit seiner Ansichten und den großen Stil ihrer Darlegung? — Dabei hat er allen Schwerpunkt in diese Welt verlegt, die Ankertaue an ein Jenseits durchschnitten, die Historie, die Philosophie mißkreditiert, die Wissenschaft verdächtigt. — Und ich ging in mich und versuchte mich darüber auszuhor- Ausruhepunkt zum mindesten, um sein Ich zu sammeln! — Und ich ging in mich und versuchte mi chdarüber auszuhorchen, verfolgte meinen Lebensgang, meine Rast- und Ruheplätze und machte die Wahrnehmung, daß meine Erfahrungen im Leben dahinausliefen, in der Natur (im engeren Sinne in der Landschaft) immer wieder alles Tröstliche zu finden. Gleichzeitig traten mir Nietzsches Folgerungen aus dem Geiste der Musik vor Augen. Ich fand ähnliche Dinge da und dort bestätigt. Ich erinnerte mich zum Beispiel von bildenden Künstlern gehört zu haben, daß Melodien und Töne in ihnen bestimmte Linien und Farben hervorriefen. Da versuchte ich einen Rückschluß, etwa eine Herleitung des Geistes der Musik aus der Landschaft (was in der Natur als Vorgang wohl vorhergehend zu setzen wäre). Ich fragte mich, ob es nicht denkbar sei, bei feinen und geschärften Sinnen natürlich, aus Linien und Farben Musikartiges zu gebären. Wieder ging ich mich selbst um Erfahrungen an, und da konnte ich mir gestehen, daß ich es im Landschaftlichen soweit gebracht hatte, um mit Sätzen wie: „Hörst du die Luft?" oder „die Farben rauschen!" oder „das Tal redet zu mir" oder „der Frühling singt mir ein Lied" u. dergl. in Unzahl, nur völlig wahrhafte Zustände in mir zu schildern. Das brachte mich auf die richtige Fährte. Ich schloß weiter, daß dergleichen Zustände sich wohl steigern ließen, bei nötiger Sinnenschärfung und landschaftlich höchst affektvoller Umgebung, vielleicht bis zu einer

Art von innerer Wahrnehmung resp. Anhörung von Chorälen, Hymnen und Symphonien und weiter noch bis zu Zuständen höchster Entzückung. Zugleich empfand ich aber auch die Gefahr, die ein solcher Zustand mit sich bringen muß, bei der dabei mehr oder weniger erfolgten Ausschaltung — ja Aufhebung der Leiblichkeit. Und da war es, daß die Persönlichkeit Nietzsches immer verständlicher vor mich hintrat, daß ich die Quelle seiner Verwegenheit zu begreifen anfing und auch die Notwendigkeit seines plötzlichen Unterliegens.

II

Wenn wir nun in die Werke Nietzsches Einsicht nehmen, wird es uns ein Leichtes sein, seinen bedeutsamen Sinn für die Landschaft herauszufinden.

Man vergleiche nur bereits in seinem ersten Buche „Geburt der Tragödie" die Stelle, wo er uns einen Blick in das Wesen des Dionysischen tun läßt mit den Worten: „... bei dem gewaltigen, die ganze Natur lustvoll durchdringenden Nahen des Frühlings erwachen jene dionysischen Regungen, in deren Steigerung das Subjektive zu völliger Selbstvergessenheit hinschwindet..." weiters in demselben Buche: „... wir sehen den berauschten Schwärmer Archilochus zum Schlafe niedergesunken — den Schlaf auf hoher Alpentrift in der Mittagssonne — und jetzt tritt Apollo an ihn heran und berührt ihn mit dem Lorbeer". Welch herrliche Freude an den üppigen Stimmungsbildern schimmert da nicht durch! Das hat ein Künstler geschrieben in trunkner Stunde — trunken vom Zauber des Daseins. Und solche Stellen finden sich immer mehr in jedem folgenden Buche. Immer kräftiger, gleichsam unterstrichen — immer üppiger — immer heller. Der ganze Zarathustra ist ein Landschaftsbuch. Und so zieht sich durch alle Werke Nietzsches ein schimmernder Streifen, der auf das Landschaftliche hinweist.

Wer nun genau zusieht und hinhorcht auf die geheimen Klänge, die durch die reife Linienpracht des Stils zittern, wird sich eingestehen müssen, daß dieser Richtung die Seele des Meisters mit vollen Segeln der Sehnsucht zutrieb, weil ihm eben auch von daher der Stern der Verheißung winkte. Man lese seine prächtigen Worte über den Süden. Einmal in „Jenseits von Gut und Böse", wo er sagt: „Gesetzt, daß einer den Süden liebt, wie ich ihn liebe, als eine große Schule der Genesung, im Geistlichsten und Sinnlichsten als eine unbändige Sonnenfülle und Sonnenverklärung, welche sich über ein selbstherrliches, an sich glaubendes Dasein breitet." Dann im „Willen zur Macht", wo es heißt: „Den Süden in sich wieder entdecken, und einen hellen glänzenden, geheimnisvollen Himmel des Südens über sich ausspannen; die südliche Gesundheit und verborgene Mächtigkeit der Seele sich wieder erobern."

Da liegt doch klar genug die ungeheuere Macht, der unendliche Zauber, den der Süden als Landschaft im hellsten und durchsichtigsten Stile (nicht nur als Spiegel einer hellenischen Daseinsformel) auf Nietzsche ausgeübt hat.

Man sehe sich nun noch die erste Strophe seines überragend schönen Gedichtes „Die Sonne sinkt" an, welche lautet:

„Nicht lange durftest du noch,
verbranntes Herz!
Verheißung ist in der Luft,
aus unbekannten Mündern bläst mich's an,
. . . die große Kühle kommt . . ."

Ich finde in diesen Zeilen eine große Müdigkeit, gleichsam vom Waffenlärm des Tages, eine schwere Sehnsucht, und fast gleichzeitig schon beseligende Ahnung einer kommenden Feierstille. Stimmungtreffend ist auch eintretende Dämmerung angesetzt: „Die Sonne sinkt." Das volle Licht des Tages ist zu laut und in gewissem Sinne zu werktäglich

für Feierzustände der Seele, wo alle Leiblichkeit ausgespannt wird. Es ist eine Ausnahme, ein Luxuszustand im höchsten Sinne, der Gefahr mit sich bringt. Nietzsche wußte das: daher überall seine starke Betonung der Leiblichkeit, um sich diesem Feierzustand der Seele — diesem Luxus mehr hingeben zu können, da dieser Zustand doch zugleich seine Kraftquelle war und ihn führte von Erkenntnis zu Erkenntnis.

Und nun wird es nicht mehr überraschen, wenn ich sage: So brachte es sein tiefgehendes Verhältnis zur Landschaft mit sich, daß sich Nietzsches Blick so verwegen schärfte und zuspitzte, daß er alle Schranken durchbrach, alte Tafeln zertrümmerte, neue Werte ansetzte, von Jahrtausenden verschüttete Wege wieder bloßlegte — und nur das Banner der Wahrhaftigkeit hoch hielt, weil er eben sein Dasein nur als Erkenntnis, das ist als Entwicklung im Dasein begründet, und dadurch auch gerechtfertigt fühlte.

Daß dieses dämonisch Erkennende (wie es, als solches, auch Goethe verstand) bei Nietzsche, ich möchte fast sagen: in einem Pakt mit der Landschaft, aufgefaßt als Szenerie des Daseins, wurzelte, will ich hier noch mit des Meisters eigenen Worten aus seinem Hauptwerke „Der Wille zur Macht" bekräftigen. Man lese: „Hier ein kleines Ideal, das ich alle fünf Wochen einmal auf einem wilden und einsamen Spaziergang erhasche, im azurnen Anblick eines frevelhaften Glückes. Sein Leben zwischen zarten und absurden Dingen verbringen; der Realität fremd; halb Künstler, halb Vogel und Metaphysikus; ohne Ja und Nein für die Realität, es sei denn, daß man sie ab und zu in der Art eines guten Tänzers mit den Fußspitzen anerkennt; immer von irgend einem Sonnenstrahl des Glückes gekitzelt; ausgelassen und ermutigt, selbst durch Trübsal — denn Trübsal erhält den Glücklichen —. Das Aufspringen neuer Quellen abwarten, in der Einsamkeit sich

auf fremde Gesichte und Stimmen vorbereiten; vom Jahrmarktsstaube und Lärm dieser Zeit seine Seele immer reiner waschen. —"

Was an Nietzsches Werken weiter noch für meine Annahme ins Gewicht fallen muß, ist die Oertlichkeit ihrer Entstehung. Der Hauptsache nach finden wir da: Sorrento, Nizza und das Engadin. Wenn wir uns gleichzeitig seiner landschaftlich dürftigen Heimat erinnern, von der Nietzsche eigentlich kaum Notiz nimmt, so können wir schließen, daß er diesen mächtigen Hang für Landschaft (im weitesten und tiefsten Sinne) schon von Natur aus in sich trug. Er reifte sich aus zu den grandiosen Schwärmereien Nietzsches für den Süden, wobei ich unter diesem Begriffe jede Landschaft verstanden wissen möchte, die eine Großartigkeit aufkommen läßt und zugleich erlaubt, sich in dieser Großartigkeit frei und leicht bewegen zu können, was also auch einer S o m m e r-Landschaft in mächtiger Gebirgsgegend entsprechen würde.

Wenn ich nun den Namen Giovanni Segantini nenne, als den Nietzsche schaffensverwandtesten Künstler, so glaube ich damit nur das Zunächstliegende gesagt zu haben. Daß gerade diese beiden immer wieder ihre erlauchtesten Schaffensstunden im Engadin fanden, hat doch etwas zu Auffälliges an sich. Und dann die Kraft und Klarheit undHelle, mit der sie beide schufen. Die schönsten Stellen Nietzsches tragen die Helligkeit und durchsichtige Tiefe der oberen Partien von Segantinis Bildern an sich. Ja, meines Erachtens kann dieser größte Meister der Landschaft in der Moderne nicht viel anders empfunden haben als der Künstler und Ueberwinder Nietzsche; wenigstens die Bilder des Malers, sowie auch dessen einsames Höhenleben sprechen dafür.

III

Als Anfang vom Ende eine kleine Wiederholung als besondere Betonung: Was Nietzsche auch schaffte, er blieb

stets er selbst! Hier gilt mehr als anderswo der Ausspruch Hebbels: „Was einer werden kann, das ist er schon". So finde ich auch im letzten Buche Nietzsches nur eine Bestätigung der Eigenart seines ersten Buches. Seine Entwicklung überrascht nicht als Entwicklung; überraschend kam der Welt nur der Umstand, daß er sich immer weiter entwickelte. Es handelt sich hier nämlich um eine Persönlichkeit mit der vollen nötigen Verwegenheit zu sich selber. Das ist selten genug! Dafür ist Nietzsche auch der Deutsche, der bis jetzt am weitesten gekommen ist, weiter als Goethe. Ja, man kann gut sagen, der am weitesten gekommene Europäer, um mit Nietzsche zu reden, was für uns Deutsche (der Sprache nach) wohl wichtiger ist als für Nietzsche. Dieses Vordringen auf sozusagen jungfräulichem Boden klärt auch die meisten Widersprüche in seinen Schriften auf. Er ließ eben alle hinter sich — unter sich — und man kann nicht mehr dort bewundern, wo man längst vorbei und hinaus ist!

Wenn ich oben Goethe nannte, so soll dies keiner Schmälerung seiner Größe gleichsehen. Goethe war ein Ganzer, das wissen wir alle. Wohin er kam, hat er aufgebaut; Nietzsche hat in manchem nur Raum geschaffen, Wege gebahnt und aufgedeckt, aber er ist weiter gekommen. Von seinen Höhen aus ist die Aussicht nun wirklich frei. Man kann über Jahrtausende hinwegsehen, zu den trunkenen Spielen der Hellenen, deren herrlichste, heimlichste Sinnennacktheit vorher immer noch in Nebelfetzen einer späteren zurückgegangenen Kultur gehüllt war. Nun aber kann man gleichsam ihre Spieltrunkenheit herüber hören. Die klaffenden Abgründe daneben verneinen nichts. Wer kennt Gipfelhöhen ohne Abgründe?? — Ins Meer der Zukunft hinaus aber hat Nietzsche sonniges Land geschaffen, das den Spielplätzen der Hellenen wie nachgebildet ist. Die Zeit wird dasselbe auch bevölkern, denn es hat keine Gefahr, daß

das Schaffen des Meisters verloren geht, es wurzelt zu tief im Dasein selbst.

Werfen wir nun noch einen Blick auf den späteren Nietzsche. Ich denke ihn mir noch mehr innerlich verwachsen mit dem Süden um sich. Ein einsamer Wanderer, der oft flink, oft müde, aber zumeist mit seligen Augen wie abwesend herumstreift, seine Gedanken sich buchstäblich ergehend, sein „Ecce homo" in den Zügen. Ohne diese anregenden und ausgleichenden Fußwanderungen ist der spätere Nietzsche schwer zu denken. Und welcher Mensch von Einsicht könnte ernstlich daran glauben, daß es überhaupt möglich wäre, daß ein Charakter von so verwegener Wahrhaftigkeit wie Nietzsche auf seiner Sonnenhöhe in goldenster Freiheit Niederes ausbrüten könnte! —

Nietzsche echt empfinden, heißt den Lenzsturm brausen hören. Dieser Lenzsturm aber fegt säubernd über die Welt. Ein Lebensfrühling geht hinter ihm her mit Maiensonne und Blumengewinden. Die ganze Welt ist verjüngt — — Nietzsche schaut es vom höchsten Gipfel seiner letzten Einsamkeit. Abendsonne vergoldet sein Gesicht, die trunkenen Augen lächeln selig in die Welt. Die Sonne sinkt. In die scheidende Glut taucht schaukelnd sein verklärtes Wort:

„Siebente Einsamkeit,
Nie empfand ich
Näher mir süße Sicherheit,
Wärmer der Sonne Blick .
— — Glüht nicht das Eis meiner Gipfel noch?
Silbern, leicht, ein Fisch
Schwimmt nun mein Nachen hinaus"...

Es wird dunkler und dunkler. In den Sternenhimmel ragt ein versteinerter Gott.

IV

Die Welt scheint heute noch nicht sonderlich empfänglich für Nietzsche gestimmt zu sein. Man ist lauter im Reden

gegen ihn als für ihn, und mancher, der für ihn sprechen möchte, spricht doch noch gegen ihn.

Es scheint, Nietzsche kam fast zu plötzlich, zu unvorbereitet und dabei zu überreich *als Schenkender*. Es sieht wahrlich aus, als hätte er ein ganzes Jahrhundert an innerer Entwicklung und Erfahrung in sich aufgenommen. Deshalb kann es auch nicht verwundern, wenn man heute zu ihm meistenteils noch fremd tut — ihm noch fremd bleiben will und ihn sich vom Leibe hält. So außerordentliche Größe beunruhigt weit eher, als sie Freude macht. —

Aus „Der Süden" von Carl Dallago. Leipzig, H. Dege. 1903

Guido Höld / Traurigkeit im Abend

Meine Seele, schau —
wie dort hoch im Himmelswind
Wolke, lichtverlassen grau,
traurig fast gesinnt,
richtet ihren Lauf
durch den Abendraum!

Bang blickst du hinauf! —
Schau ihr lange nach!

So ist auch dein Traum,
der an diesem Abend geht
unerfaßt dir durch den Sinn.
Bald ist er verweht.

Ob er ganz zerrinnt? —
Ob er bleibt — ein Hauch
weit gelöst in Gottes Raum?

Vorstadt im Föhn / von Georg Trakl

Am Abend liegt die Stätte öd und braun,
Die Luft von gräulichem Gestank durchzogen.
Das Donnern eines Zugs vom Brückenbogen —
Und Spatzen flattern über Busch und Zaun.

Geduckte Hütten, Pfade wirr verstreut,
In Gärten Durcheinander und Bewegung,
Bisweilen schwillt Geheul und dumpfe Regung,
In einer Kinderschar fliegt rot ein Kleid.

Am Kehricht pfeift verliebt ein Rattenchor.
In Körben tragen Frauen Eingeweide,
Ein ekelhafter Zug voll Schmutz und Räude,
Kommen sie aus der Dämmerung hervor.

Und ein Kanal speit plötzlich feistes Blut
Vom Schlachthaus in den stillen Fluß hinunter.
Die Föhne färben karge Stauden bunter
Und langsam kriecht die Röte durch die Flut.

Ein Flüstern, das in trübem Schlaf ertrinkt.
Gebilde gaukeln auf aus Wassergräben,
Vielleicht Erinnerung an ein früheres Leben,
Die mit den warmen Winden steigt und sinkt.

Aus Wolken tauchen schimmernde Alleen,
Erfüllt von schönen Wägen, kühnen Reitern.
Dann sieht man auch ein Schiff auf Klippen scheitern
Und manchmal rosenfarbene Moscheen.

Die drei Toten / von Otto Alscher

Besonders heftig hatte es während des Gewitters nicht geregnet. Einige Zeit zwar brauste, toste und heulte es im Walde von den niederstürzenden Wassermassen, aber rasch lie ßder Guß nach, ein kurzes Schauern noch und alles war vorüber.

Eine gewisse Bangigkeit aber hinterließ dieses Gewitter doch. Der Sturm, der donnernde Orkan, mit dem es eingesetzt hatte, der mit fürchterlichem Toben herangestürzt war, auf dem Berggrat Steinblöcke ins Rollen bringend, tief unten aus dem Walde Baumwipfel hebend, um sie hier oben an den Felsen zu zerschmettern, lie ßein erregtes Zittern in den Beiden zurück, ein Stolpern der Pulse, ein Stottern der Gedanken.

Als die ersten Wolken heranjagten, ein dumpfes, fortwährendes Donnern über der Bergwelt anhub, hatte der Mann erst darüber nachgedacht, ob es nicht doch möglich sei, das schützende Ziel zu erreichen. Aber er erkannte, daß dies nicht mehr anging, und daß es am besten wäre sich dort unter jener Felswand zu decken, denn vom kahlen Grat herab in den Wald zu eilen war es zu spät, dann wären sie unter den Buchenwipfeln vor niedersplitternden Aesten doch nicht sicher gewesen. Sie beschleunigten also ein wenig die Schritte und erreichten gerade noch die überhängende Felswand, als der Sturm einsetzte.

Knapp vorher aber warf der Wind doch schon das Weib einmal zu Boden, und eine Steinlawine fuhr hinter ihren Fersen nieder. Und kaum duckten sie sich unter den Felsen, kaum hatte das Weib sich so weit von ihrem Schreck erholt, um das erste Kreuz zu schlagen, da heulte, knatterte und schrillte es, daß es sie wie eine Lähmung umfing. Und selbst der Mann begann sich zu bekreuzigen, da über ihnen Schlag auf Schlag Blitze in die Felsen fuhren, zentnerschwere Blöcke

niedersendend, unter ihnen ganze Strecken Waldes sich neigten und hinsanken, dann aber die Wasser alles verschleierten, der Lärm alles übertönte, so daß sie wie eingebettet mitten in einer untergehenden Welt sich fühlten. Und dann seufzte erst er, sagte ein paar Worte, dann jammerte sie und sie traten hinaus um ihre Wanderung fortzusetzen, da Orkan und Gewitter nachgelassen hatten.

Die zwei Rumänen erstiegen wieder den Grat, orientierten sich und eilten hinaus, an spärlichen, kugeligen Büschen vorbei, durch harthalmiges Gras und zwischen einer Unzahl Steinbuckeln. Die Berge rechts und links, die waldüberdeckten Täler lagen nun so friedlich und sich selbst gehörend da, als gäbe es keinen Zorn in der Natur. Und als sei nur mehr eine verschwindende Ahnung an ihre entfesselte Wildheit zurückgeblieben, hoben sich lange Nebelsäulen aus den Tälern, schwankten, drehten sich und zerflossen. Als wären diese niedergegangenen Wassermassen der Willensausdruck eines unsichtbaren, urgewaltigen Wesens, der sich in die Erde preßte, wie zu brünstiger Umarmung sich im Walde verbergend, um nun trunken aufzutaumeln, allethalben, sich wieder zu jenem mächtigen Grundgedanken findend, der oben irgendwo hauste, dessen stürmendes Walten als entschwindendes Gewitter dem Horizonte zueilte.

Die zwei Leute hatten Sturm und Regen schon wieder vergessen. Anfangs schaute der Mann wohl mit Sorge aus, ob viel Wald niedergebrochen sei, ob es nicht in den Tobeln zu sehr von angeschwollenen Bächen brause, die tiefer zu Tale gelangend Felder vermuren könnten, aber es war wie nach jedem Gewitter und die Bergwelt war so unübersehbar, der Wald so geschlossen in seiner Grenzenlosigkeit, daß es schien, als könne kein Sturm ihm etwas anhaben.

Sie eilten immer weiter den Kamm hin. In ihrem hellen Leinenzeug aller Bergrumänen sahen sie wie zwei lichte

Vögel aus, die zwischen dem grauen Steinzeug hinflogen, eintauchten und sich wieder erhoben, um wie eine Erinnerung an irgend etwas Helles in der Ferne haften zu bleinen.

Und dort in der Ferne stand eine graue Felswand. Die Entfernung machte sie flach wie eine Theaterdekoration, sie schien ebenso grotesk und künstlich wie eine solche, schien wie eine abschließende Betonung, ein Symbol vom Zuendegehen des Bergrückens.

Auf die Felsgruppe hielten die zwei Punkte zu. Als wollten sie sich in sie einbohren, als gedächten sie sich an ihrem Fuße plötzlich zu erheben, um sich spielend über sie hinwegzuschwingen. Doch da es schien, daß sie schon in die Steine eintauchen, glitten sie plötzlich an ihnen ab und verschwanden hinter der Felswand . . .

Ein kaum erkennbarer Pfad führte zwischen den Stämmen hinab. Er war nun mit Laubwerk und Aesten übersät, an einer Stelle durchquerte den Weg ein frisch niedergebrochener Baum, um den man einen weiten Umweg machen mußte. Aber die beiden Rumänen fanden leicht und gewohnheitsmäßig den Pfad, hielten instinktiv die Richtung ein, ob sie auch noch so häufig ausweichen mußten. Sie gingen, um eine andere Familie von ihrem Hirtenamt bei der beiderseitigen Schafherde abzulösen. Vom Schafemessen, das heißt von der Zeit, da die jungen Lämmer von den Mutterschafen getrennt werden, bis Rosalie, hatten die Nachbarn die Herde zu betreuen, nun aber begann ihre Zeit. Es vereinigten so stets mehrere Familien der Dorfrumänen ihre Schafe zu einer gemeinsamen großen Herde, um die Aufsicht zu vereinfachen.

Immer höher wuchs hinter ihnen der Berg auf, geschlossener wurde der Wald. Manchmal schaute der Mann, der voranging, besorgt aus, lauschte, war es ja doch nicht sicher, ob nicht der Sturm der Herde Schaden verursacht hatte. Er konnte sie zersprengen, und bis man die Schafe mit

den Hunden wieder gesucht und gefunden, war schon ein Teil den Wölfen zum Opfer gefallen.

Das Unterholz war vom Regen noch mehr zu Boden gedrückt, und versperrte wie eine Mauer jeden Ausblick zwischen den Stämmen hin. Da lauschte der Mann, ob er nicht Rufe, Hundegebell oder Herdenglockengetön hören könne.

Nun ging es jäh bergab. Und als wäre die schattenschwere Schlucht unter ihnen eine einzige, brausende Wassermenge, so tobte, brauste und rollte der Bach. Und dann sahen sie sein schäumendes Wasser über Felsen schießen, hoch in das überhängende Laubwerk hinaufsprühen, hörten das Knallen der losgelösten, rollenden Steine, sahen Holzwerk auf den Wellen tanzend dahinschießen, gelben dicken Gischt auf eine Wiese längs des Baches hinauftreiben.

Der Mann wandte sich und sagte aufatmend: „Jetzt sind wir gleich bei der Stina".

Das Weib nickte nur, schaute flüchtig auf und starrte dann wieder mit ausgestrecktem Halse auf den Weg. Sie trug einen Sack mit Maismehl auf dem Rücken, dessen Schnüre ihr in die Schultern schnitten und ihrer Gestalt eine krampfhafte Krümmung gaben, wie sie durch den rastlosen Kampf des Vorwärtsstrebens mit dem Rückgerissenwerden entstand.

Da blieb der Mann erschreckt stehen. Von einem seltsamen, lähmenden Grauen erfaßt... Dort sah man die weißen Wolkenklumpen der Schafe, dort war die Herde — aber die Hütte, die Hütte? Die Hütte, das einfache, halbseitige Rindendach, wie es die siebenbürgischen Hirten zu kargem Schutze bauen, war verschwunden. Doch da stieß der Mann einen heiseren Schrei aus und lief hinab.

Das Weib war erst erstaunt. Sie schaute unfaßbar dem Manne nach, machte ein paar zögernde Schritte, blickte wieder auf den mit vorgeneigtem Oberkörper laufenden Mann — plötzlich stieß auch sie einen Schrei aus, lief, jammerte, stolperte und lief wieder.

Die zusammengebrochene Hütte verdeckte der niedergeschmetterte Wipfel einer riesigen Buche. Diese lag wie im Tode erstarrt hingestreckt, mit ihren Aesten wie im Fallen krampfhaft ausgreifend, dabei in ganzer Wucht das Hüttendach eindrückend.

Der Mann war voll Entsetzen in das Gewirr des gebrochenen Wipfels eingedrungen. Er prallte an und blieb stecken, arbeitete sich wieder heraus, lief suchend um die Trümmer, drang wieder ein, schrie nochmals entsetzt auf, zerrte voll Grauen an einem Ast, hielt dann plötzlich inne, stützte sich, wankte und starrte auf einen blutigen, toten Schädel, der mitten in den Trümmern sichtbar ward.

Als hätte ihn die Raserei der Todesangst wie einen Speer durch das Hüttendach fahren lassen, stak steif eines Mannes Oberkörper in dem Holzwerk, das Haupt nur ein wenig vorgeneigt, die Arme schlaff herabhängend und angepreßt, die Augen weit offen und verglast.

Die zwei standen davor, ihr Atem war durch das angstgelähmte Zwerchfell beengt, sie regten sich nicht, des Mannes Lippen und Kiefer zitterten, seine Hände zuckten und bebten krampfhaft, und die Augen waren mit dem Angstausdruck eines Tieres hilfesuchend vorgereckt. Ueber des Weibes Gesicht rannen lautlos große, schnelle Tränen, sie blieb aber regsam, legte langsam ihre Rückenlast ab, wischte sich die Augen mit der Schürze aus, ergriff ein Holzstück, zog es heraus und warf es hinter sich.

Da regte sich auch der Mann. Er stöhnte, faßte auch einen Ast, brach ihn los, schleuderte ihn weg, und dann arbeiteten sie, jammernd und mit fliegender Hast, immer den blutigen, toten Schädel vor sich.

Als sie den Oberkörper des Mannes schon fast befreit hatten, fiel dieser auf einmal in sich zusammen. Der Kopf neigte sich langsam, der Leib folgte nach, und glitt nach

vorne nieder, mit angelegten Armen, das Gesicht in das Holz gedrückt, als sei ein Mensch von einer Kugel in den Kopf getroffen, plötzlich niedergestürzt. Da stöhnte das Weib auf, es neigte sich vor, zerrte an etwas; das Ende einer Kindertrage war es, wie sie die Rumäninnen als transportable Wiege benützen. Und in dieser Wiege befand sich auch ein Kind, ein anderthalbjähriger Säugling, der ohne eine äußere Verletzung aufzuweisen, sich doch nicht mehr regte.

Das Weib jammerte, zog Kind und Wiege hervor, schüttelte klagend den Kopf und hielt die Wiege auf den Knien, mit tränenden Augen daraufstarrend. Nur einen Blick warf der Mann hin, dann arbeitete er wieder weiter. Sie aber schaukelte noch immer das tote Kind, trug es endlich seitwärts, lagerte die Wiege sorgsam, kauerte sich dazu und begann die Totenklage zu singen.

„Komm", sagte der Mann nach einer Weile, „wir haben hier noch mehr zu tun."

Der Mann erkannte, daß man zuerst den Wipfel mit der Axt zerteilen müsse, um die Hütte frei zu bekommen. Und immer, wenn er dann einen Ast losgehackt, zerrte ihn das Weib beiseite. Als aber der Baum entfernt war, hatten sie bald auch die Hüttentrümmer weggeräumt, die Leichen des Mannes und eines Weibes, der Mutter des toten Kindes freigelegt, die ganz unter den Trümmern versteckt gelegen hatte. Ihr war ein zersplitterter Ast mitten durch die Brust gefahren.

Sie hatten die Toten in einer Reihe am Fuße eines Baumes gebettet. Dann fachten sie ihnen zu Häupten ein kleines Feuer an, damit die entfliehende Seele doch Licht auf ihrem Wege habe. Das Weib jammerte noch, daß das Kind in seiner Wiege sterben mußte, nicht auf der Erde, wie es ihr Brauch erheischte; darauf setzten sie sich abseits und starrten im gelähmten Schmerze auf die Toten. Ohne daß sie es gewahr wurden, war der Abend gekommen.

Zwischen den Wipfeln fahlte ein gelbgrüner Himmel, auf den Blättern lag ein Glänzen, über dem Boden ein seltsam vertieftes Braun, und im Hintergrunde drängten sich die bleichen Wollrücken der Schafe. Und diese waren eigentümlich stumm. Einmal blökte wohl eines auf, aber kein anderes antwortete ihm, selbst die paar Lämmer, die unter der Herde waren, standen wie die übrigen mit gesenkter Stirne da. Auch die großen, weißen Schafhunde hatten sich verkrochen, sie bellten nicht, da, unter einem Gestrüpp, dort zwischen Wurzeln schaute einer scheu hervor, die Blicke unentwegt auf die Menschen gerichtet.

Da begann das Weib leise vor sich hin zu klagen. Warum der Baum gerade auf die Hütte hatte fallen müssen, warum die Nachbarn nicht mehr flüchten konnten, da sie doch den nahenden Sturm erkannt haben müssen.

Der Mann verlor kein Wort darüber. Er blickte nur einmal zum Himmel auf, und sagte mehr zu sich selbst als zu ihr, daß es nun schon zu spät sei, vor Einbruch der Nacht das Dorf zu erreichen, um die Kunde von dem Unglück zu überbringen.

Dann starrten sie wieder schweigend, müde und ergeben auf die Toten, zu deren Häuptern das Feuer immer heller zu brennen schien, die von der Leichenstarre hart gemeißelten Stirnen überglänzend, wobei es sich vergeblich mühte, seinen Schein in tiefe Augenhöhlen zu werfen, nur um einen Mund zuckend, der noch immer schmerzlich zu schreien schien. Die verkrampften Hände auf der Brust schienen mit knöchernen Fingern zu spielen, zu zittern, als wären sie noch immer hilflos bemüht, den letzten Atemzug festzuhalten, der schon längst aus der Brust unter ihnen weggeglitten war. ... Der Abend kam wie durch ein blaugrünes, kaltes Glas.

Das Weib ließ seine schmerzlichen Blicke immer nur auf dem toten Kinde haften. Der Mann schaute irgendwohin, auf die Hütte, auf die Leichen, die Schafe oder in den Wald,

und wandte sich auch nicht, als das Weib sagte: „Gerade hat es die ersten Worte zu sprechen begonnen — da mußte es sterben".

Nun blickte der Mann fragend auf, dann verloren auf das Kind, und wieder zerstreut hinaus. Das Weib aber begann neuerdings: „Hätten sie wenigstens das Kind gerettet; sie selbst wußten ja schon, wie das Leben aussieht."

Der Mann schaute wieder auf die Leichen, dann blieb sein Blick auf der des Mannes haften und er sagte: „Jetzt ist auch seine Wassermühle fertig geworden, die er im Herbst selbst führen wollte... Das ganze Dorf war froh, daß es gutes Mehl bekommen wird."

„Und nicht einmal dieses Kind durfte leben, um die Mühle einst zu übernehmen, um uns allen zu helfen, die wir so schwer unseren Mais gemahlen bekommen."

„Er hat ja noch andere Kinder, die das Tote ersetzen können, die auch schon älter sind."

„Aber dieser Bub wäre der beste Müller geworden, die anderen sind für die Felder da, für die schwere Arbeit in Sonne und steinigem Boden."

Der Mann schwang müde die Hand. „Der da, warum hätte er sich das Leben leichter machen sollen, warum hätte er es besser als seine Brüder haben sollen?"

„Von den Brüdern weiß man, daß sie nur zum Bauern gut sind, der da aber hätte auch Lehrer oder Pfarrer werden können", meinte das Weib schmerzlich erregt.

„Was wußte man von ihm? Man sah ja noch nicht wie er war."

„Darum durfte man auch hoffen, — oh, vielleicht wäre er Pfarrer, wäre er noch Probst geworden".

Der Mann antwortete nicht. Er schaute nur wieder verloren in den Wald, in dem immer massiger der Abend sich

sammelte und starrte darauf gebannt auf eines Hundes Kopf, der lauernd und scheu aus dem Dunkel lugte.

Auf einmal sagte er erregt: „Die Toten, sie kommen nicht mehr zu uns, nur wir kommen zu ihnen... Wenn zwei seiner Kinder statt des Mannes gestorben wären, es würde nicht solch großes Unglück sein wie jetzt."

Vorwurfsvoll und unter Tränen schaute ihn das Weib an. „Was hätte dem Manne das Leben noch schenken können? Vielleicht hätte er noch zehn Joch Grund erworben, vielleicht hätte er seine Schafherde auf hundert Stück gebracht, aber das können seine Kinder auch tun. Er hätte ihnen doch auch einmal Platz machen müssen".

Da fuhr der Mann heftig auf. „Was -- die Kinder dürfen nicht verlangen, daß ihnen der Vater durch seinen Tod Platz macht! Ein Mann wiegt zehn Kinder auf!"

Auch sie ereiferte sich: „Wie kannst du nur das sagen?! Man weiß nicht, ob nicht ein Kind so viel im Leben erreicht wie zehn Männer."

„Man weiß es nicht! Vom Manne nur weiß man, was er gilt. Und niemand darf ihm das Leben absprechen, das er sich errungen hat."

„Er hat sein Versprechen doch schon erfüllt."

Da wurde der Mann zornig: „Du bist ein Weib und glaubst, etwas versprechen ist mehr als etwas erfüllen!"

„Und du glaubst, was du hast, brauchst du nie mehr herzugeben."

„Das gebe ich auch nicht her!" schrie er. „Denn eines Mannes Leben darf nur er selbst beschließen."

„Nein!..."

„Und ihr glaubt, wenn sich erst in eurem Leibe ein Kind regt, müssen wir schon schweigen!"

„Das müßt ihr auch, weil es euch doch einmal den Mund verbieten wird."

„Sei ruhig jetzt!"

„Ich will nicht...!“ Und sie schrie und schluchzte es. Da schlug er sie. In einer zitternden Feindschaft, in einem hilfesuchenden Haß gab er ihr den Schlag, weil sie über dem Leichnam eines Kindes das Leben eines Mannes verneinte. Und sie stritten so heftig, daß es den nächtlichen Wald bewegte, die dumpfe Finsternis zu heben und zu wogen schien, aufeinanderwallend und zusammenrückend, wie von einer seltsamen Erregung erfaßt.

Das kleine Feuerchen zu Häupten der Leichen aber versank, die Dunkelheit breitete sich weich über die Toten, als wollte sie sie vor dem Haß der Lebenden bewahren.

Die Witwe / von Hugo Neugebauer

Sie hielt ihm den Spiegel vor den Mund —
der Spiegel trübte sich nicht;
sie hielt ihm die Kerze vor den Mund —
doch stille brannte das Licht.

Sie tropfte ihm Wachses auf die Hand —
die Hand bewegte sich nicht:
da brach der Spiegel, da verschwand
in Nacht ihr Angesicht.

Sie blieb bei ihm und blieb doch allein
und Nacht und Stille umher;
sie drückte die Stirne an einen Stein
und dieser Stein war er.

Sie schlossen ihn ein, sie schloß sich ein,
das Leben drückte sie schwer:
es lag auf ihrem Herzen ein Stein
und dieser Stein war er.

Gedichte / von Josef Georg Oberkofler

Erwartung

Schwüle.
Dann wird es Nacht sein.

Und deine Hände zittern
vor Erwarten
wie Blumen in einem Sommergarten
vor Gewittern.
Aber kein Strahl wird niederleuchten
und kein Tropfen die Stirne feuchten.

In deiner Seele rührt kein Gedanke
seine Schwinge.
Dein Auge sieht und starrt ins schwarze Blattgeranke —:
tagsüber taumelten dort Schmetterlinge
um junge Rosen —

Schnitterin

An deine Brust schmiegt sich die schlanke Garbe,
erntefreudige Schnitterin;
und aus knisternden Aehren
klingt es wie Opfersang:
Nimm mich hin — nimm mich hin —!

Wenn der Abend rieselt ins Weizenfeld,
bist du müd.
Sinnend harrst du. Die Sichel fällt
aus tagmüder Hand.
Leis in deiner Seele schwingt es nach
und flüstert ein Sehnen wach:
Nimm mich hin — nimm mich hin —!

Lied eines Mädchens

Bald wird sich der Himmel öffnen.
Aufquellend werden sich ihm entgegendehnen
die Birken.
Siehe, schon wirken
mit mütterlichsorgenden Händen
um ihre schlankweißen Lenden
Dämmer und Nacht ein Brautgewebe.

Still! wo bist du?

Horch, dein Schritt!
Und schon öffnet der Himmel sich golden
ganz nah über den Birken . . .

Feierstille

Fernher gehen die Glocken
auf Silbersohlen über lauschende Höhen.
Meine Seele müßte mit ihnen gehen,
mit all ihren Liedern,
bis sie in dir verklingt.

Die Glocken rasten.

Müd bettet in Wolkenflocken
der Tag sich; und die Wolken wiegen
ihn hoch über Land.

Die Sphinx / von Hugo Neugebauer

(Nach der Erstaufführung von Wedekinds „Erdgeist“ — mit Tilly und Frank Wedekind als Gästen — im Innsbrucker Stadttheater am 13 April)

Ein Eindruck, eine Erinnerung und ein Bekenntnis. Es mag nun elf Jahre her sein oder länger, da sah ich sie ebensooft oder öfter, wahrscheinlich sah ich sie dreizehnmal. Sie gab damals in Graz die Ottegebe, des armen Heinrich „klein Gemahl“. Der arme Heinrich war ein starker Mann, groß im Trinken und Kartenspielen. Ich weiß nicht, wie weit er's gebracht hat, nicht einmal wie er hieß und ob er noch lebt, weiß nur, daß er den armen Heinrich so verkörperte wie ihn der Dichter wahrscheinlich erlebt hat.

Jener war also der arme Heinrich, das heißt, er schien es nur zu sein, denn der wahre arme, ja der ärmste aller Heinriche und Hänse sitzt hier und hält die Feder in der zitternden Hand. Damals saß er im verdunkelten Zuschauerraum, von Anfang bis zu Ende außer sich, aufgegeben, zwölf, dreizehnmal. Jener starke Mann spielte nicht Karten, sondern den armen Heinrich von Hauptmann und der junge Mensch im dunkeln Theater, der arme Narr in Ottegebe, spielte auch den armen Heinrich von sich selbst. Nein er spielte ihn nicht, sondern erlebte ihn, genau so wie ihn der Dichter erlebt hat. Und Ottegebe wußte nichts von dem armen Heinrich in der Dunkelheit, ahnte nicht, daß sie ihm ein Licht war, das Licht, das alles andere Licht auf den Brettern verschlang und in sich selbst verwandelte.

Sie stellte damals die Herrschaft des Traumes wieder her in mir. Es hatte damals schon einen Umsturz gegeben in meinem Leben: Der Traum war verbannt — nein, nicht so feierlich — vertrieben war er worden von einer Wirklichkeit, die an Rauheit nichts zu wünschen übrig ließ. Ich trug sie damals wie ein Büßerhemd, wie einen Igelpelz, die Stacheln

nach innen gekehrt. Außen war er derb gegerbtes Leder, aber innen voller Stacheln, die drückten sich bei jeder Bewegung in die Substanz, die man Seele nennt. Mein Seelenleib war damals ganz mit Wundmalen bedeckt, die ihm die eiserne Jungfrau Notwendigkeit eingestochen hatte. Sie vernarbten fast alle, aber damals schmerzten sie heftig. Jedes Idol — um mit meinem Meister Epikur zu sprechen — jedes von einem Dinge losgelöste Flatterbildchen legte sich sogleich um meinen Seelenleib und haftete mit Seelenblute daran wie des Nessos Hemd an dem Leibe des Herakles. Und wenn ich es loswerden wollte, mußt ich es abreißen, daß Hautfetzen daran hangen blieben.

Die Schaubühne eine moralische Anstalt? Mag sein, ich weiß es nicht, ich habe diese Wirkung nie verspürt. Mein erster tiefer Eindruck — der zweite war Ottegebe, der dritte Lulu — war Franz von Moor. Diese klassische Kanaille bedeutete mir mehr als ihr edler Bruder mit seiner wallenden Libertinerschleppe. In ihr trat mir zuerst das Teuflische in seiner brennenden Nacktheit entgegen, das Teuflische in mir, das mich zwingt, mich auszugeben, für es, mit ihm so lang und so oft, bis von mir nichts übrig geblieben ist als die Hand voll Asche, die Lilith Lulu in alle Winde blasen wird.

Der Name ist ungenau. Eigentlich heißt sie Prinzessin Odilia und spukt in einer Romanruine, die mir vor drei Jahren über dem Kopfe zusammengestürzt ist, nicht ohne erhebliche Beschädigung des Gehirns. Ich habe auch diese Lulu schon erlitten: als Odilia, als Mechel, als Ginevra. Ich werde sie wahrscheinlich noch ein paar mal erleben. Sie ist eine Teufelin, die in tausend Gestalten umgeht und den Heiligen Gottes den Schlaf stiehlt, um ihn der Ewigkeit zu schenken.

Aber damals hieß sie noch nicht Lulu, sondern Ottegebe und war die — kleine Heilige. Und das Theater

war — als moralische Anstalt betrachtet — das Kloster, wo diese kleine Heilige verehrt wurde. Ich verbrannte mein Herz vor ihr zu Weihrauch und sie — nieste nicht einmal. Sie witterte nichts von dem Weihrauch meines Herzens, der die Luft im Theater in ein mystisches Gewölk verwandelte, durch das diese kleine Katze schlich auf Sammetpfötchen, diese kleine, feine Katze, die ich für eine christliche Heilige hielt, während sie doch das Tier war, das lüsterne Tier, dem erdennäherer Glaube Tempel und Altäre am Nilus errichtete.

Aber damals war sie noch die kleine Heilige, die ich anbetete. Die Schaubühne war das Irrenhaus und ich war der einzige Narr darin, der arme Heinrich, der sich selbst spielte, ohne es zu ahnen, der sein Spiel viel ernster nahm als das Leben, das doch ernst genug war, glaub ich. Und Ottegebe war meine Aerztin, vor der ich im Traume meinen Seelenleib entblößte, im Traume und in Versen, in Traumversen von ihr. Sie führte den abgesetzten und vertriebenen Traum in das Reich zurück, das nicht von dieser Welt ist, so gewiß nicht wie das Reich der Gerechtigkeit, das in dem Gehirn eines Gorkischen Toren bestand. Sie führte mich und ich ließ mich führen lang und weit, bis sie auf einmal meine Hand losließ und lachte, ganz unmenschlich menschlich lachte.

Sie lachte über einen Kranz, den ich ihr verehrt hatte. Ist denn ein Kranz ein gar so lächerliches Ding? Nun, das gerade nicht, aber ich hatte vergessen meinen Namen zu nennen. Das fand sie ungeheuer lächerlich, und mit Recht. Man sollte immer Namen nennen, wenn man Kränze schenkt. Wozu schenkt man denn Kränze? Doch nur der Namen halber und dessen, was an den Namen hangt. Es ist doch nur eine ganz besonders verbindliche Art, sich vorzustellen, sich zu empfehlen, einzuführen. Aber ich reiner Tor wollte jeglichen Verdacht fernehalten, wollte ihr zeigen,

daß ich sie namen-, also grenzenlos verehrte. Denn nur das Namenlose — wie beschränkend ist selbst der Name Gott! — nur das Namenlose ist unendlich.

Leider hatte sich ein kleiner Fehler in meine Rechnung eingeschlichen. (Beiläufig gesagt: Alle meine Rechnungen sind falsch und es bereitet mir eine verkehrte Lust, mich selbst zu betrügen. Die ganze Welt ist unschuldig, ich allein bin der Betrüger, ich nehme den ganzen Schwindel auf mein Gewissen). Ein kleiner Fehler also: Ich hatte nämlich die Maske mit dem Gesichte verwechselt. Kein Wunder, daß das Gesicht lachte. Denn es gibt keine komischere Verwechslung als die der Maske mit dem Gesichte. Das begriff ich damals nur noch nicht. Ich fand das Lachen empörend, weil es den Ernst des Dichters verspottete — bei dem bekanntlich Gesicht und Maske Eins sind, wogegen der Schauspieler ein Gesicht und eine Maske hat — den Ernst des Dichters und meinen eigenen. Denn war nicht ich der wahre arme Heinrich? — Wie, vor jenem falschen blieb sie ernst, jenem war sie bereit sich aufzuopfern, und mich, den echten, verlachte sie?!

Ich fing an, sie tödlich zu hassen und Ottegebe, ihre Maske, desto inbrünstiger, abgöttischer zu verehren. Das Gesicht, das die Maske verspottet hatte, mußte verschwinden, mußte ausgelöscht werden, um der Maske Platz zu machen. — Aber wie das anfangen? — Sooft ich mir das Gesicht der kleinen Heiligen vor des Geistes Auge rief — Unsinn, das brauchte ich ja gar nicht, es war ja immer da — allemal erschien das Gesicht der Schauspielerin Tilly Newes. Nichts war natürlicher, nichts so lächerlich natürlich und doch erschien mir nichts unnatürlicher, dämonischer, teuflischer. Denn noch immer spielte ich mir den armen Heinrich vor, Schauspieler und Zuschauer in einer Person und witterte nichts von Verrat an mir selbst und ahnte keine Maske, weil keine da war, weil ich mein Leben spielte, mein Spiel lebte. Es war

ein höchst lebendiges und höchst gefährliches Spiel. Ich geriet darob in einen Gemütszustand — wenn man solch zerrüttende Bewegtheit Zustand nennen darf — der hart an Wahnsinn grenzte. Nur gut, daß ich das einsah, da war mir ja noch zu helfen. Und — ich selber mußte mir helfen. Ich tastete nach allerlei Mitteln, aber alle Mittel schlugen fehl. Eines hätte mir vielleicht geholfen, wenn ich den Mut gefunden hätte, es anzuwenden: die Schauspielerin Tilly Newes war ja nicht die einzige Ottegebe. Ich hätte — ei freilich! — Jede andere hätte mir meine kleine Heilige nur vorgespiegelt, für mich gab es nur eine Ottegebe.

Und gibt es auch heute nur eine und die ist — Lulu. Ich bin damals nur gereizt, nicht enttäuscht worden. Für einen wahren Gläubigen gibt es keine Enttäuschung und ein reiner Tor stirbt, wie er gelebt hat, im festen Glauben an sein Idol. Der Glaube ans Idol hat mich geheilt. — Gewiß, ich zertrümmere Masken, aber das ist eine unbedeutende Gebärde für die Zuschauer. Heimlich liebe ich sie um so inbrünstiger und sammle die Scherben und finde auf jeder geschrieben: Verbannt aus dem Reiche der Wirklichkeit! und kitte sie wieder aneinander und freue mich ihres auferstehenden Lächelns. Denn ich liebe die schöne Lüge des Lebens, an die ich glaube, als an die einzige Wahrheit und bin glückselig trotz meiner Narrheit, kraft meiner Narrheit. — Und sollte einmal das Schicksal Ernst mit mir machen, sollte es mir beschieden sein, in den Mauern eines wirklichen Narrenhauses gefangen gesetzt zu werden, so wird die erhabene Lüge des Lebens jenen Kerker in einen Palast verwandeln und auf die Wand meiner Zelle das Bildnis der kleinen Heiligen malen.

Aber einstweilen sitze ich noch nicht in Hall, sondern in Innsbruck und mitten unter Leuten, die über ein Uebermaß von gesundem Hausverstand verfügen. Es riecht ordentlich

nach frisch gebackenem täglichem Brote. — Warten Sie nur, das wird bald anders werden.

Ein grüner Vorhang. Ein Tierbändiger tritt hervor, mit roter Jacke angetan, in der Linken die Peitsche, in der Rechten die Pistole. Er setzt uns die Pistole auf die Brust: Achtung oder ich schieße Sie über den Haufen! Und während er uns aus dem schwarzen Loche bedroht, bearbeitet er unsere Nerven mit der Peitsche und singt das reißende Tierbändigerlied dazu. Er wird uns eine Katze vorführen, ein Kätzchen, das sich mittlerweile zur Tigerin ausgewachsen hat. Er wird uns das Tier zeigen, dem er Angst und — Liebe eingeflößt hat mit Peitsche und Pistole. Sogleich wird sie erscheinen.

Da ist sie schon. Der Vorhang teilt sich und August bringt sie auf Händen getragen, pflanzt sie vor aller Augen auf. — Da, meine Damen und Herrn. Schauen Sie sich das Tier an, das ich gebändigt habe. Von vorne und — August, dreh sie um! — von hinten. Das ist ein Kunststück, was, ein solches Tier zu zähmen, ein Tier in Weibsgestalt, eine Tigerschlange, einen Schlangentiger? Ich hab es vollbracht, ich, Frank Wedekind mit Namen. Sehen Sie mich an und sie, meine Damen und Herrn, und wundern Sie sich über das Kunststück, das Sie sogleich sehen werden. Ich werde den Kopf in den Rachen der Tigerin stecken und ihn unversehrt wieder herausziehen. Wundern Sie sich und klatschen Sie Beifall!

Wie? Was? — Meine kleine Heilige? Mein klein Gemahl? Wie wird mir? — Mir graut vor dir, Ottegebe!

Da steht sie, bloßgestellt vor den Blicken der Neugierigen. Sie scheint sich zu ducken, zusammenzuschauern wie vor was Ungewohntem. Man könnte in ihr ein gehetztes und gestelltes Wild vermuten, das mit abgewandtem Blicke den Gnadenstoß erwartet, wäre es nicht schon verraten, daß sie eine andere Art Wild ist, so scheu zusammengeduckt steht

sie da. — Dabei blicken ihre Augen so groß und verwundert in das dunkle Haus wie damals. — Ich sah einmal als Knabe in einer Schaubude eine Melusine, ein Weib mit einem Fischschwanz. Sie hatte einen falschen Schwanz, aber echte Tränen in den grünen Augen. Ich mußte an dieses Weib denken, als ich Lulu erblickte, die tränenlose Sphinx.

Warum gerade jetzt an jenes Weib? Es ist doch schon so lange her, Melusine ist viel, viel älter als Ottegebe. Ich glaubte damals, sie wäre eine wirkliche Melusine — „ich war noch klein" — und weinte vor Sehnsucht nach dem Meere, dem man sie entrissen hatte, um sie in der schmutzigen Schaubude auszustellen. — Warum gerade jetzt an jenes Weib? War es Zufall? Oder bestand ein geheimnisvoller Zusammenhang zwischen dem Bilde jenes Weibes in meiner Seele und den Gefühlen der Tigerin, die doch ein Mensch ist und von dem Tiere, zu dem sie der eine Dichter herabgedrückt, wahrscheinlich so weit entfernt wie von der Heiligen, zu der sie der andere erhoben hat? Lief etwas von dem Schauer, der ihre Seele schüttelte, als sie sich zum hundertstenmale bloßgestellt sah, in meine über und rief jenes alte, verblaßte Bild daraus hervor? Spürte sie etwas von dem Druck der Maske, der uns dennoch beugt, so bedeutend sie sein mag, so daß es uns schließlich drängt, sie abzuwerfen, um allenfalls lieber ohne Gesicht zu sein als begraben unter all der Schminke? — Müßige Fragen! Nicht davon ist abermals die Rede, was sie ist, sondern von dem, was sie scheint.

Sie scheint eine Sphinx. Ihr Kopf ist menschlich, ihre Augen sind voller Seele, aber ihr Leib ist ganz tierisch, lauter Sehnen, die sich plötzlich strecken zum Sprung auf den Bändiger. Er steht vor ihr, mit roter Jacke angetan, Peitsche und Pistole in Händen, zwingt sie mit dem Blicke: Kusch, Bestie! Zurück in den Käfig mit ihr! —

Und nun geht es los: Lulu heißt sie und wird Männern

gefährlich, verderblich, tödlich. Sie hat das Unglück, von Gott — oder vom Teufel? — so geschaffen zu sein, daß ihr bloßer Anblick Männer rasend macht. Was Jahrtausende geschlummert hat in lang vermoderten Ahnenleibern, richtet sich vor ihren Blicken auf, stürzt sich auf sie mit einer Gier, die Liebe nennen, ebenso wahr wie verrucht ist, stürzt sich auf sie und — unterliegt im Kampfe mit ihr: Incuba. Die Tigerin saugt ihnen das Blut aus und läßt sie dann liegen, springt über ihre Leichen hinweg auf neue Opfer los. Der Boden rötet sich mit Blut, die Luft ist mit Pulverdampf geladen, alles atmet schwerer, von Schüssen die Ohren betäubt, die Nasen von Blutgeruch gekitzelt, die Augen starr und glänzend von der großen Trunkenheit des Gastmahls, das der verschwenderische Wirt da oben seiner Gäste Sinnen bereitet. Lüge, Mord, Verrat überstürzen sich, ein grauenhaftes Bakchanal der Unzucht. Und mitten durch diesen chaotischen Wirrwarr, worin sich der entfesselte Urtrieb eisgrauer Vorzeit im Lichte der letzten aller Zukünfte in zuckenden Leibern entblößt, windet sich die Schlange, schleicht die Tigerin Lulu.

Wir sind bis zum Aeußersten gehetzt. Wir winden uns — ein Schauspiel für Götter — um den infernalischen Spieß herum, den uns Frank Wedekind, der Großmeister des Satanistenordens, durch den Leib gerannt hat, um uns über dem Feuer erotischer Ueberhitztheit braun zu braten. Schon stecken aller Ecken Liebhaber, Ehebrecher, Beutestücke, die Tigerin schwelgt im Blute, da stürzt der Bändiger hervor und — wird zerrissen.

Er kann seinen Kopf in ihren Rachen stecken und zieht ihn unversehrt wieder heraus. Nein, er wird zerrissen. Nein, er lebt noch. Also was? Ich weiß es nicht. Er weiß es nicht. Sie weiß es nicht. Niemand weiß etwas. Es ist ein zu großes Geheimnis um Lulu, Eva, Mignon, das

Weib, das jeder neue Liebhaber wiedertauft und das dennoch dasselbe namenlose bleibt.

O mein Herr, mein Herr, warum haben Sie meine kleine Heilige verführt? Teufel, was für eine Teufelin hast du aus ihr gemacht? — Oder sind beide falsch, die Heilige und das Tier? Ist echt nur Tilly Newes — Wedekind? — Es wird wohl so sein, daß eins im andern steckt, denn ein gewöhnliches Menschenkind ist sie nicht. Sie mag Oberfläche haben, gewiß, aber welches Ding hat das nicht und welches Wesen? In ihrer Tiefe ist's nicht geheuer und wer sie liebt, muß sie mit Angst und Bangen lieben.

Sie waren fast alle zugeheilt. Ich trug sie in Ehren und manchmal öffnete ich das Kleid ein wenig und ließ die Narben durchblicken. Da schlüpfte dieser dumme August durch den grünen Vorhang mit der weißen Last auf den Armen und pflanzte vor mir auf: die gräßliche Sphinx mit dem Köpfchen der heiligen Ottegebe und den Tatzen der Tigerin, Lulu. Da platzten die Nähte, die stummen Munde begannen zu reden, zu schreien, Blut zu speien. —

Ich schwamm auf einer grünen Insel, mitten in einem Malstrom von rotem Blute. Ueber mir rollte der weißglühende Sonnenball. Die Engel sangen im Himmel gar schöne: O, du heilige Ottegebe! Weihrauch — nein, Pulverdampf! Eine Peitsche überschnalzt den Gesang der Engel: Kusch, Bestie!

Ihr Kopf, mein Herr, Ihr Kopf! — Stecken Sie um Gottes willen Ihren Kopf nicht zu tief in den Rachen der Tigerin!

(gez. von Max v. Esterle)

Frank Wedekind

Bemerkungen / von Oskar Vonwiller

Wer da meint, was er beim Anblick der Natur empfinde, sei nur sein eigenes Gefühl, sein eigener Geist, den er in sie gegossen habe, nicht aber das ewig Geistige der Natur, von dessen Rhythmen einige in seinem Herzen nachschwingen — der gleicht einem Narren, der in den Sturm bläst und spricht: „Seht, wie mein Atem die Bäume schüttelt!“

* * *

Der Inquisitor: Glaubst du, daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist?

Der Ketzer: Ja. Aber wenn du es sagst, ist es nicht wahr.

* * *

Soziale Reibungen werden nicht aufhören, solange einer mehr menschliche Eigenschaften besitzt, als von ihm gefordert werden.

* * *

Die Forderungen des Individuums und der Allgemeinheit werden einander immer feindlich gegenüberstehen. Die beste praktische Moral wird die sein, die unbefangen mit beiden rechnet und ein auskömmliches Gleichgewicht herstellt. Heute aber hat sich die Wage so ungerecht zu Gunsten der Allgemeinheit geneigt, daß alle ehrlichen Moralisten (im Sinne Nietzsches) sich genötigt sehen, ihr Gewicht in die Schale des Individuums zu legen.

* * *

Fanatismus ist nicht der höchste Standpunkt, aber immer noch besser als die Art von Duldung, die heute so beliebt ist, die nicht der Einsicht entspringt, sondern der Gleichgültigkeit.

* * *

Wer die Wahrheit liebt, schreckt auch vor einer Binsenwahrheit nicht zurück.

Im Park / von Carl Dallago

Es breiten die Buchen im alten Park
die Kronen über mich aus.
Mein Sinnen fühlt sich so zu Haus
und wächst sich weit und stark.

Die dunklen Stämme moosbehaart
stehen am Hügelrand geschart
wie ein versprengter Troß.
Ich staun die gebeugten Formen an,
die Kronenverzweigung hinaus, hinan,
das wundersam reiche Gesproß.

Der alten Erde Mutterblut
im Baumleib speist die Säfteflut
noch immer mit junger Kraft.
Wie rankt sich weich und lichterfroh
der Blätter dichte grüne Loh
um jeden süchtigen Schaft.

Ich knie mich still auf die Erde hin,
umglänzt von der Bäume Schein.
Es saugt der Erde Kraft mein Knien
so tief in mich hinein.

Bald staun ich mein eigenes Wachstum an
und treibe vergnügt hinaus, hinan
als der Erde williger Sproß.
Der Bäume blutsverwandter Kranz
umsäumt mit seinem mystischen Glanz
mich neuen beglückten Genoß. — —

Es breiten die Buchen im alten Park
die Kronen über mich aus:
Mein Sinnen fühlt sich so zu Haus
und wächst sich weit und stark.

Die Pietät ist bei uns nun einmal nicht zuhause. Daran werden die vielen Gebete, die alltäglich aus diesen Mauern zum Himmel steigen ebensowenig ändern, wie die Hilferufe, die ich in diesen Blättern an meine Mitbürger richte.

Die einen lachen und die anderen ärgern sich darüber. Aber es geschieht nichts. Und doch wäre hier so leicht Abhilfe zu schaffen, wenn die Erbitterten, statt sich über die „Brixner Chronik" zu ärgern, sich dazu entschließen könnten, Einkehr bei sich selber zu halten, und jene, denen das Lachen so lose in der Kehle sitzt, vom „Brenner" nicht bloß abends am Wirtshaustische Notiz nehmen möchten. Ob liberal, christlichsozial oder konservativ — im Wesentlichen sind sie alle gleich. Sie treffen sich vor dem Beichtstuhle bei der Osterbeichte und kehren am Abend beduselt von den Höhen des Elvaserberges zurück, zu denen sie das Ewig-Weinliche hinanzog. Die Ehrfurcht vor der Sonne ist zu einem „Hutab" vor einem schwarzen Menschenschreck geworden und die Pietät vor der Größe der Vergangenheit zu einem politischen „Itrauminet" zusammengeschrumpft. Im bequemen Schlaf ihrer Trägheit suchen sie Schutz vor „dem Herzweh und den tausend Stößen, die unseres Fleisches Erbteil" . . .

Sterben — schlafen — vielleicht auch träumen . . Ja, da liegts. Davon zu träumen, daß man es dem Dr. Aemilian Schöpfer verbieten könnte in so üblem Deutsch über die Haltung des Bozner Landtagsabgeordneten in der Fleimstalbahnfrage zu sprechen, da doch er es ist, der bei dieser Sache am meisten „gepackelt" hat, während der andere sich bloß eine Inkonsequenz zu Schulden kommen ließ und „konsequent sein" mit Politik doch absolut nichts zu tun hat. Es ist jedenfalls pietätlos, wenn einer den eigenen Verrat mit dem Hinweis auf die Blamage eines anderen bemänteln will.

„Um so mehr begrüßen wir es und freut es uns, daß einer unserer b e f ä h i g t e s t e n Abgeordneten, ein alter Militär, der Herr Reichratsabgeordnete General Athanas von Guggenberg das Wort ergriffen und zur Vorlage des neuen Wehrgesetzes Stellung genommen hat," wobei sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet war, dicta dicere und im Uebrigen ein unbeschreibliches Blech zu reden. Welchen Ausdruck soll

ich aber finden, daß einer der „Intelligenzwähler" dieser Stadt auf seinen Stimmzettel schrieb: „Ich wähle den Herrn Athanas von Guggenberg, jedoch keineswegs aus Sympathie, sondern aus Parteidisziplin." Das war pietätlos im höchsten Maße. So was tut man wohl, aber man sagt es nicht!

Ein wahres Monstrum von Pietätlosigkeit und Undisziplinertheit leistete sich jedoch die Gemeinde St. Andrae. (Das Dorf zählt ungefähr fünfzehn bis zwanzig Häuser und liegt hoch oben am Berg.) In dieser Gemeinde beschließt über den Kopf ihres Abgeordneten hinweg eine „Plauderstube, die ziemlich gut besucht war" einstimmig eine Resolution, in der verlangt wird, daß erstens der Jugend bis zum sechzehnten Jahre der Besuch der Kinematographentheater verboten werde, zweitens die Notare als wirkliche Beamte vom Staate übernammen werden, drittens daß endlich einmal eine Zwangs-Feuerversicherung eingeführt werden solle, wendet sich viertens in schärfster Weise gegen den Bau der gänzlich unnotwendigen Schiffahrtkanäle in Galizien" und gibt endlich am Schlusse der bestimmten Hoffnung Ausdruck, daß dem Pfarrer von St. Andrae die bisher noch unbesetzte Stelle eines österreichischen Ministers für Kultus und Fortschritt übertragen werde. — Und Herr Athanas von Guggenberg weiß gar nichts davon, daß die Gemeinde St. Andrae in einen argen Konflikt mit dem österreichischen Staate gekommen ist.

Man sieht, bis in die entlegensten Winkel der Volksseele hat sich die Pietätlosigkeit eingeschlichen.

Andere aber gehen darin noch weiter, und zwar die Pilgervereine. Sie nummerieren die Seelen und geben Annonzen in die „Chronik": „Wir empfehlen die Seele unserer Mitpilgerin Maria Mulser, genannt „das Kastelruther Moidele", Nr. 390 ex 1906 frommen Gebeten."

Wie aber erst die französische Republik mit dem ehemaligen Musikfeldwebel und nunmehrigen „städtischen Musikdirektor" von Brixen, Herrn Adolf Feix umgeht, das ist einfach schauderhaft. „Derselbe war nämlich, wie er angibt, vom französischen Kriegsministerium brieflich eingeladen worden, eine seiner Kompositionen nach unbekannten altfranzösischen Motiven einzusenden. Herr Feix schickte darauf eine solche Komposition ein, die jedoch in Paris in

Verlust geraten ist. Herr Musikdirektor Adolf Feix verlangt jetzt für die verlorene Komposition 6000 Franken als Schadenersatz. Das Schreiben, mit welchem er vom französischen Kriegsministerium zur Einsendung seiner Komposition aufgefordert wurde, hat er verloren; doch vermag er zwei Offiziere als Zeugen anzuführen, welche dieses Schreiben gelesen haben". Schreiben verloren, Komposition verloren, Verstand verloren, da kann nichts anderes mehr helfen, als — der Abgeordnete Guggenberg. „Allerdings bedurfte es der Intervention unseres verdienten Herrn Athanas von Guggenberg, daß das französische Kriegsministerium zum Bewußtsein seiner Verpflichtung in dieser Sache gebracht werden konnte." Allerdings, wenn Herr Athanas die teure Uniform um die schlottrigen Glieder hängt, wird das französische Kriegsministerium klein beigeben müssen, um den Einfall einer österreichischen Armee in die Republik zu verhüten. „Unserm Herrn Musikdirektor aber wünschen wir, daß er recht bald in den Besitz seines „Haupttreffers" von 6000 Franks gelangen möge!" Wenn man der „Chronik" einen Witz zutrauen dürfte, so könnte man es wagen, diesen letzten Satz ironisch zu nehmen.

Wer aber will sich in diesem Wirrwarr von Schändlichkeiten noch auskennen, die Menschen an Menschen begehen? Wer will hier die Wahrheit finden? Ich wahrlich nicht. Denn mich drückt zu sehr das Gefühl meiner eigenen Schuld. Ich genieße die Segnungen dieses Brixner Gemeinwesens und erkühne mich, nicht daran glauben zu wollen.

Ich weiß mir für meine Pietätlosigkeit keine härtere Strafe als die, das Erscheinen meiner „Brixner Chronik" für einige Zeit einzustellen. Hartmann.

J. V. Widmann's Briefe

Die Hinterbliebenen des im November 1911 verstorbenen Dichters Jos. Vikt. Widmann planen eine Sammlung und spätere Herausgabe seiner Briefe, soweit dieselben zur Veröffentlichung geeignet sind. Es ergeht demgemäß an alle diejenigen, welche im Besitz solcher Briefe sind, die höfliche Bitte, dieselben gefl. einsenden zu wollen an Dr. Max Widmann, Redakteur in Burgdorf (Schweiz) oder an Frau Johanna Schäfer-Widmann in München (Beichstraße 9). Die Briefe bleiben selbstverständlich Eigentum der Adressaten und werden denselben nach Einsichtnahme wieder zugestellt.

Soeben ist erschienen:

PHILISTER

VON

CARL DALLAGO

Preis 1 Krone (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

KARL KRAUS

PRO DOMO ET MUNDO

APHORISMEN

* * *

geh. M 2.50, in Leinen geb. M. 4.—,
in Halbfranz M 5.50

Verlag ALBERT LANGEN in MÜNCHEN

DER RUF

Ein Flugblatt an junge Menschen

herausgegeben vom AKADEMISCHEN VERBAND FÜR LITERATUR UND MUSIK IN WIEN

Frühlings-Nummer

Soeben erschienen — Preis 90 Heller

VERLAG BRÜDER ROSENBAUM WIEN

HERDERBLÄTTER

als Privatdruck für Subskribenten herausgegeben von **Willy Haas, Norbert Eisler** und **Otto Pick.**

Die **Herderblätter** erscheinen in zwangloser Folge.

Jahresbeitrag für Subskribenten 6 Hefte Mk. 5.—.

Probenummern werden **nicht** abgegeben.

Verlag der Herderblätter, Prag, Hybernergasse 7.

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der soeben erschienenen Doppel-Nummer 347/348:

(Mit diesem Hefte wird der XIV. Jahrgang der „Fackel" eröffnet)

Glossen / Dame und Maler / Notizen / Eine neue Form der Banalität / Münz in Monaco / Glossen

Sämtliche Beiträge von KARL KRAUS

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

Neuerscheinungen:

Otto Alscher, GOGAN UND DAS TIER. Roman. Berlin, S. Fischer Verlag. — Mk. 3.—.

Richard Huldschiner, NARREN DER LIEBE. Novellen. Verlag Albert Langen, München. — Mk. 3.—.

Otto Pick, FREUNDLICHES ERLEBEN. Gedichte. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Mk. 2.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

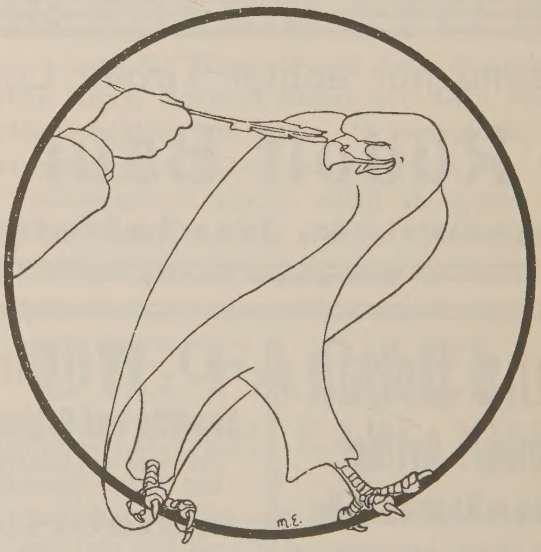
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

TIROLS KORYPHÄEN

ERSTE FOLGE



KARIKATUREN VON MAX ESTERLE

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Preis K 1.80